

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Am toten See.

Roman von Robert Kohlrusch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bassow hatte, mit eigenen Gedanken beschäftigt, nicht genau hingehört auf ihre Worte. „Alles das ist nicht für mich das Entscheidende. Äußere Zufälle müssen sich aufklären über kurz oder lang. Aber die neuen Dinge haben einen kaum eingeschlämmten Zweifel wieder aufgeweckt. Und ich frage mich aufs neue: kann man ihm, — dem Manne, den wir nicht nennen wollen, den aber unser Verdacht in gleicher Weise getroffen hat, — kann man ihm ein solches Verbrechen zutrauen oder nicht? Er ist ein Edelmann, ist nach allem äußeren Ansehen ein gebildeter, anständiger Mensch.“

Sie schüttelte den Kopf und hob abwehrend eine Hand. „Wenn das wahr ist, was die Aufzeichnungen sagen, die Sie ja nun auch kennen, dann ist er das nicht. Und auch ohne das, — ich habe in meiner so traurig verdoebenen Ehe die Erfahrung gemacht: es gibt Männer, bei denen der Anstand aufhört, sobald das Weib in Frage kommt. Ich sage mit Absicht: Das Weib. Denn ich spreche von Männern, die nicht wirklich lieben können. Die nur die Gattung als solche lieben und nicht eine einzelne Frau. Sie gilt ihnen — häufig wohl unbewußt — nur als Vertreterin der Gattung, und ihre sogenannte Liebe hört auf nach einiger Zeit des Besitzes. Vielleicht gibt es diese Sorte von Männern öfter als man denkt. Jedenfalls hat mein Mann zu ihnen gehört; sein Wesen hat sich mir klar enthüllt, und er ist schon in dem Augenblick für mich gestorben, als ich mir dessen deutlich bewußt wurde. Auch er — der andere — ist einer von diesen Männern, oder mein Instinkt betrügt mich. Und wenn das wahr ist, mußten die beiden Feinde werden, sobald für sie dieselbe Frau das Weib zeitweilig verkörperte. Und sehr wohl möglich ist es, daß an jenem Unglücksabend lediglich Kraft und Gewandtheit darüber entschieden haben, wer von ihnen das Opfer und wer der Verbrecher werden sollte.“

Stodend, ein wenig unsicher, begann Bassow zu antworten. „Ich weiß nicht, Baronin, — Sie werden mich sehr weltfremd finden, sehr arm an Erfahrung und Menschenkenntnis. Aber ich bin der Welt auch wirklich lange Zeit fern gewesen und habe viel mehr an nüchterne, praktische Dinge zu denken gehabt als an die Fragen des Gefühls. Darum ist mir auch die Art von Männern, von der Sie sprechen, bis heute fremd geblieben. Es mag sie geben, gewiß. Aber ich selbst bin so ganz anders. Für mich ist die

Vergeßlichkeit nach Worten suchend, brach er ab. Auch sie sah vor sich nieder und schwieg. Tiefe, schöne, sonnige Stille war um sie her, in die hinein die fleißigen Bienen

summten und ihnen zuzurufen schienen, daß es noch Sommer sei, und daß man seine Zeit nützen solle.

Nun sagte die Baronin mit ein wenig bebender Stimme: „Was wollten Sie sagen?“

„Ach, ich will nicht sentimental werden und Sie nicht quälen.“

„Sie quälen mich nicht. Und ich halte Sie keineswegs für sentimental. Fähig für ein großes Gefühl, gewiß, aber nicht für sentimental.“

„Fähig für ein großes Gefühl, — das ist schön, daß Sie mir das sagen. Aber ich bin es selten. Ich irre nicht hin und her von der einen zur andern. Ich würde sehr treu sein, glaube ich, wenn ich mich da geliebt glauben könnte, wo ich liebe. Aber ich spreche ein wenig wie ein Blinder von der Farbe. Mein Leben ist sehr still und einsam gewesen bis jetzt, in Liebesachen bin ich ein großes Kind geblieben. Ich habe ja auch erst — erst zweimal im Leben geliebt.“

„Und wer war die erste, die Sie geliebt haben?“ Erst nach einer neuen Pause tat sie die Frage.

„Ach, das ist lange her. Sie war auch eine Sängerin.“

Jäh brach er ab, sein Gesicht wurde feuerrot über das Wörtchen „Auch“, das ihm entfahren war und ihn verraten hatte. Wenn er aber die Blicke nicht auf den Nasen zu seinen Füßen gerichtet hätte, sondern auf die Baronin, er hätte in dem Lächeln, das auf ihrem Gesichte lag, einen reichen Schatz von Güte und Freundlichkeit finden müssen. Mit einer feinen Beimischung von Humor aber sagte sie: „Sprechen Sie ruhig weiter, ich bin ja keine Sängerin mehr.“

„Sie sind — sehr gut — sehr nachsichtig. Haben Sie Dank. Ich wollte ja auch nur von der Vergangenheit reden. Betrogen und belogen hat man mich damals, — das hat mich in mich selbst zurückgeschleudert, — ich habe geglaubt, ich würde nie zum zweiten Male lieben können im Leben.“

Sie antwortete nicht, sondern atmete nur sehr schnell. In die Hede, an der sie langsam einbergingen, hineingreifend, brach sie gedankenlos einen Zweig davon ab und presste die Blätter zusammen in ihrer Hand. Aber dann blieb sie plötzlich stehen, sah geradeaus in die Ferne, von Bassow halb abgewendet, und sagte: „Wir sprechen da wie zwei Leute, die vom Frieden reden, während noch Krieg um sie her ist. Aus unserem Leben muß dieser Zweifel, diese Ungewißheit erst fortgeschafft werden, ehe wir an etwas anderes denken dürfen. Dies Verbrechen muß aufgeklärt werden um jeden Preis.“

„Ja, Baronin, Sie haben recht. Sie geben mich mir selbst wieder mit Ihren Worten. Ich habe ja solch ungeheure Sehnsucht nach Klarheit, für Sie und für mich. Gestern in Berlin, als ich etwas tun, etwas unternehmen konnte, als ich meinte, dieser Klarheit näher zu kommen durch Wollen und Handeln, da war ich zum ersten Male seit

Wochen wieder zufrieden mit mir selbst. Und eben im Augenblick hab' ich zu mir gesagt: Warum soll ich mir diese Zufriedenheit wieder nehmen lassen? Ich kann ja ruhig weitergehen auf dem Wege, den ich gestern betreten habe. Mag die Polizei die Spuren verfolgen, die sie für richtig hält, ich will mir einstreifen auf eigene Faust Klarheit verschaffen über diesen Herrn von Breitenbach. Jawohl, ich nenne diesen Namen! Und ich will wissen, ob ich einen Ehrenmann zum Nachbarn habe oder einen Schuft."

"Was können Sie noch tun? Was wollen Sie tun?"

"O, meinen Feldzugsplan habe ich mir schon ganz hübsch zurechtgelegt. Nur diese neue Nachricht hatte mich für den Augenblick wieder irre gemacht. Seine Vergangenheit will ich aufdecken und von dem Menschen von damals auf den Menschen von heute schließen. Ich will nach Augsburg fahren, wo sich die Sache mit der Eugenie Neubert abgespielt hat, ich will, — ja, das können Sie mir wahrscheinlich sagen, Baronin. Mein Vetter kam doch von Berlin an dem Tage, als er ermordet wurde. Wissen Sie, wo er dort gewohnt hat?"

Sie nickte und nannte den Namen des Hotels Kaiserhof, indem sie hinzufügte: „Dort hat er immer gewohnt, wenn er in Berlin war. Auch hat er dem Oberinspektor vor seiner Abreise die Adresse angegeben.“

„Das ist gut. Aber nun das andere, wichtigere. Breitenbach war doch auch gleichzeitig verreist — er ist ja mit meinem Vetter zusammen nach Hause gekommen. Wissen Sie, wo er gewesen ist?"

„Warten Sie — gesagt hat er mir's damals — in Moskau, jawohl, in Moskau ist er gewesen.“

„Ich danke Ihnen. Jetzt weiß ich, was zu tun ist. Ich fahre noch heute wieder nach Berlin, morgen wahrscheinlich nach Moskau. Dort will ich forschen, suchen, fragen — o, Sie sollen mit mir zufrieden sein!“

„Ich bin schon jetzt mit Ihnen zufrieden. Und ich hoffe, wir finden endlich die Lösung des Rätsels, damit ich Garchin dann in Ruhe verlassen kann.“

„Sie wollen fort?" Er starrte sie an mit großen, erschrockenen Augen.

„Das war doch immer schon bestimmt. Und je eher, je besser.“

„Warum sagen Sie das, Baronin?"

„Es ist ja doch nur ein halber Zustand," entgegnete sie. „So zu Gaste zu sein, wo man zu Hause gewesen ist, das lernt sich nicht so ganz leicht — auch wenn der Wirt so gütig und freundlich ist wie Sie, Herr Baron.“

„Ich kann das verstehen," er sprach sehr langsam, überlegend, „aber vielleicht —“ Nun brach er ab; nur seine Augen rebeten weiter. Ein starkes, hoffnungsvolles Leuchten brach aus ihnen hervor.

Doch die Baronin sah dies Leuchten nicht. Sie hatte die Klippe zu Boden gesenkt und ging an seiner Seite stumm dahin. Aus ihrer Hand fielen die zusammengedrückten Blätter zu Boden.

So kamen sie bis an die Stelle, wo der gerade, lange Weg vom Schlosse her an der Parkumzäunung endete. An das Gatter herantretend, schaute die Baronin zwischen den Stäben durch und sagte mit bedeutsamem Tone: „Dort ist ja der tote See.“

„Ja, bei dem einzelnen Baume habe ich gestanden, als die Sachen im Wasser gefunden wurden, die der Mörder fortgeworfen hatte. Der Baum da könnte wohl erzählen.“

„Der spricht mit seinen zer schlagenen Zweigen von weiter nichts als von der Sturmnacht, in der seine Genossen rund um ihn her niederstürzten. Vor jener Nacht hat es anders hier ausgesehen als jetzt.“

„Ach weiß. Der Wald ging vom Gatter bis an den toten See, nicht wahr?"

„Ein Streifen war auch noch diesseits vom Gatter, und an seinem Rande stand ein alter Pavillon — das war ein Lieblingsplatz von mir.“

„Man sieht keine Spur mehr davon. War er so ganz zerstört?"

„Nein, ich habe die Ruine abtragen lassen, ich mochte sie nicht mehr sehen. Die Fundamente liegen noch im Boden, aber man hat sie mit Kies überschütten müssen, und sie ruhen jetzt friedlich und still dort in der Erde.“

„Sollte der Pavillon nicht wieder aufgebaut werden? Lag nicht an dem Abend, als mein Vetter starb, ein Plan davon auf seinem Schreibtisch?"

Der Plan lag wohl dort, aber aufgebaut wäre der Pavillon doch niemals mehr. Ebensovienig wie meine Ehe sich wieder hätte aufbauen lassen.“

Mit einem Ausdruck von Kraft und Mut richtete Bassow seine starke Gestalt empor, indem er zugleich einen sanften, liebevollen Blick auf dem wieder abwärts gebeugten Frauenantlitze haften ließ.

„Was der eine nicht baute, kann ein anderer bauen. Aber dies ist ein Werk des Friedens, und wir leben im Kriege, wie Sie vorhin sagten. Mich ruft jetzt der Kampf — leben Sie wohl für heute, Baronin.“

„Meine Gedanken begleiten Sie — leben Sie wohl.“

## 12. Kapitel.

Auf die Uhr blickend, sah Bassow, daß ihm keine Zeit blieb, um noch zu Mittag zu essen, wenn er den Zug nach Berlin erreichen wollte. Doch das war ihm gleichgültig; er hatte, wenn es eilige Arbeit gab, schon öfter freiwillig verzichtet. So ging er gar nicht erst auf sein Zimmer zurück, ließ nur den Diener die noch unausgepackte Reisetasche herunterholen und gab Befehl zum sofortigen Anspannen. Auch blieb er selbst beim Wagen stehen und feuerte die Stallknechte zum Eifer an.

In wenigen Minuten war alles zur Abfahrt bereit, und auf Bassows Befehl trieb der alte Kutscher Sürjahn die Pferde mit Peitsche und Zuruf an zu raschestem Lauf. Trotzdem fuhr der Zug bereits in die Station ein, als der Wagen vor dem Bahnhofsgelände hielt, und Bassow hatte nur noch eben Zeit, ein Billett zu lösen und in ein für ihn bereits geöffnetes Coupé zu springen, als die Maschine bereits anzog.

Jetzt erst kam ein wenig Ruhe über ihn, und er konnte, während er den gleichen Weg fuhr, wie am Tage zuvor, seinen Plan und sein Gespräch mit der Baronin still noch einmal durchdenken. Gedanken und Gefühle waren heute sonderbar bei ihm gemischt, und er betraf sich mehrfach darauf, daß Unwichtiges und Wichtiges in seinem Geiste stritt. Mitten in angestrengtes Nachdenken über den einzuschlagenden Weg hinein klang plötzlich irgendein Wort aus der Baronin Mund. Er sah sie neben sich gehen, sah eine gleichgültige Bewegung ihrer Hand, sah sie niederblicken auf den Platz, wo der zerstörte Pavillon gestanden hatte. „Er wird niemals mehr aufgebaut," klang es aus seiner Ohr, und er überlegte sich den unausführbaren Plan, wie er das zerstörte Lieblingsgebäude heimlich, über Nacht wieder für sie aufrichten lassen könnte, um sie morgens dorthin zu führen und sich an ihrer Ueberraschung zu freuen. Dann schalt er sich, daß er nun doch anfangs, sentimental zu werden, und nicht mehr das Lob verdiene, das ihn von ihren Lippen so stolz gemacht hatte. Doch solange der Zug noch in Bewegung blieb, solange die Räder unter ihm ihre gleichmäßige Musik machten, wollte die verliebte Träumerei nicht von ihm weichen. Erst als er einfuhr in das laute, nüchterne Berlin, fiel sie von selbst von ihm ab. Ganz Energie, Spannung und Willen, sprang er aus dem Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

## Auf dem Wege zum Himmel.

Von Gustav Schröder.

(Nachdruck verboten.)

Vom Steinbühlhose sind zwei im Kriege, sozusagen der Höchste und der Niedrigste. Der Höchste, das ist der Valentin, der Hoferbe, und der Niedrigste ist der Ernst, der Sohn der alten Magd Dörte. Der Ernst mußte mit. Er war Reservist und hatte bei den Elisabethern gedient. Groß war er und breitschulterig, einen Kopf länger als der Valentin und schier noch mal so breit. Hände hatte er, ah, wer zwischen die kam, der war geliefert. Dachte halt auch die alte Dörte: dem kann mir passieren, dem Ernst. Wer sollte an den herankommen? Gleich mit dreien, vierten von der gewöhnlichen Art nimmt er's auf.

Also der Ernst hatte mitgemischt, und der Valentin war freiwillig mitgegangen. Hatte es seiner Mutter schier abgetrotzt. Die hatte sich geweht. „Du mußt nicht mit. Wenn sie dich holen wollen, dann werden sie dich finden. Auf dich wartet der Hof. Ist der Vater schon an die zehn Jahre tot, und ich hab' mich beklagt nur für dich. Für dich hab' ich den Hof gehalten, weil er einmal dein Erbe ist. Ich hätte mich lange zur Ruhe gesetzt in einem kleinen Städtlein, ist das schon immer mein Wunsch gewesen, — und hätt' von den Zinsen gelebt. Für dich hab' ich mich abgerackert und hab' ausgehalten und mich geärgert mit den Leuten. Und nun willst du hinaus!"

Das war alles soweit richtig, aber der Valentin ließ sich doch nicht halten. Auf der landwirthschaftlichen Schule war er, und wäre der einzige aus seiner Klasse gewesen, wenn er daheim geblieben wäre. Aber, und wären sie alle geblieben, der Valentin vom Steinbühlhose wäre gegangen.

Und zuletzt gab die Mutter nach. Bei den reitenden Jägern trat der Junge ein. Eine schöne Truppe ist das, und als der Valentin auf Urlaub da war und den großen Stahlhelm trug, der funkelte wie lauter Silber, da flog ein rascher Stolz auch über das Mutterherz. Wie es aber dann hinausging, da hätte sie gerne auf den schönen Helm verzichtet.

In Gottes Namen, nun mußte das alles seinen Gang nehmen. Auf einmal waren sie sich auf dem Steinbühlhose ganz nahe gerückt, die Höchste und die Niedrigste. Was Magd, was Herrin! Mütter waren sie und bangten um ihr Fleisch und Blut. Bangten und sorgten. Und das Sorgen betätigten sie in allen Paketen, die vom Hofe aus ihren Weg hinaus in den Krieg nahmen. Immer zu zweit gingen die Mädchen, und kam der Magd Sohn nicht schlechter weg als der Herrn-Sohn. Zwei Jacken kaufte die Bäuerin, eine für teureres Geld und eine billigere. Als sie aber dann die Mädchen zurecht machen wollte, da schämte sie sich, gab die billigere Jacke zurück und erstand für den Ernst dieselbe wie für den Valentin.

Die Mädchen liefen weit voneinander weg. Eines gegen Osten, das andere gegen Westen. Ernst half die Müssen jagen und der Valentin die Franzosen aufhalten. Wäre der Dörte freilich lieber gewesen, ihr Junge hätte auch im Westen gestanden. Um des Valentin willen; denn wenn der starke Ernst dabei war, hernach konnte auch dem nir geschehen. Das hätte der treue Hüter gewiß nicht zugelassen. Vielleicht hatte der Herren-Sohn drüben einen Freund gefunden, der stark war und auf den Jungen paßte; denn der war schmal und schwächig und — wartete doch einmal so viel auf ihn, ein ganzer, großer, reicher Hof.

Ging ein Jahr hin, und ging alles gut. Leutnant wäre der Valentin geworden, kündete die Herrin eines Tages der Magd. Wußte die nicht viel damit anzufangen. War ja zuletzt auch gleich, was er war, wenn er nur einen gefunden hatte, der auf ihn aufpaßte, da draußen, wo doch immerhin so viele totgeschossen wurden, wie die Bäuerin des öfteren sagte.

Nun zog der Winter wieder in das Land und nahm den fleißigen Leuten die Arbeit aus der Hand. Auf dem Steinbühlhose saßen sie des Abends eine Weile alle zusammen, die Herrin, drei Mädchen, der alte Jakob und der Futterjunge. Die Tagelöhner waren schon früher heimggegangen.

Sie sprachen vom Vieh, und daß man ausforschen müsse und so dann und wann auch vom Kriege. Die andern gingen aber bald zu Ruhe, und nur Dörte und die Bäuerin saßen länger zusammen und erzählten von ihren Jungen. Wo sie sein möchten, wie es ihnen ginge, ob in dieser Nacht wohl auch geschossen werden würde, und ob sie nicht recht frieren würden.

Und sie standen völlig auf gleich, die zwei Frauen. Kein Unterschied war zwischen ihnen. Die Briefe von draußen kamen regelmäßig. Heute erst wieder zwei, so wußte man, daß die Jungen lebten, und daß es ihnen gut ging.

Das wußten sie heute, und morgen, — daß sie beide tot waren, der Leutnant und der Gemeine, einer im Osten, einer im Westen. Zwei Briefe brachte der Postbote, einen der Dörte Kiemer und einen der Frau Susanne Eißler. Ihr Wortlaut war verschieden. Da beklagte der Major einen wackeren Offizier, dort der Kompagnieführer einen tapferen Reservisten. Der Kern aber war derselbe. Leutnant Eißler gefallen auf einem Patrouillenritte in der Champagne, Reservist Kiemer beim Sturm auf die Strypa-Stellung. Und am selben Tage und fast zur selben Stunde waren sie gefallen.

Der Leutnant um zwei Uhr nachts, der Reservist um vier Uhr früh.

Starr stand die Bäuerin, stierte vor sich hin, schrie dann laut auf und schlug hinter dem Tische nieder. Da sprang die Dörte hinzu, riß ihr das Mieder auf, rief sie und flehte: „Jesus, Frau, so kommt zu euch, kommt zu euch!“

Nach einer Weile schlug die Bäuerin die Augen auf, schrie noch einmal laut auf: „Mein Junge!“ und begann hernach zu weinen. Wimmernd rief sie des Gefallenen Namen, immer wieder: „Valentin, Valentin!“

Da hub die Dörte an zu trösten. Das sei gewiß schwer, so den Einzigen zu verlieren, ein solch junges, liebes Blut, und der Hof habe nun keinen Erben mehr. Ach Gott! Dabei ließen ihr die biden Tränen über die Wangen.

Da hielt die Bäuerin in ihrem lauten Weinen inne, sah die Magd groß an und sagte: „Dörte, dein Ernst ist doch auch tot!“ Nun begann es um den Mund der Magd zu zucken, ihre Hände sitterten, und sie nickte leise mit dem Kopfe.

Die Bäuerin erhob sich, nahm Dörte in die Arme und sagte: „Wir sind auf gleich.“

„Ach, nein,“ wehrte die Magd ab, „wo doch der Valentin der Herren-Sohn war und so jung und ein — Leutnant, wie Ihr sagt.“

„Gute Dörte, gute Dörte. Ist einer jetzt soviel als der andere.“

„Und ich laß mir's nit nehmen,“ sagte die Magd unter Tränen, „wenn der Ernst bei ihm gewesen wäre, hernach wäre das nit passiert. Hat er halt doch keinen gehabt, der auf ihn gepaßt hätte, der arme Valentin. — Aber, da fällt mir was ein.“

„Was denn, Dörte?“ fragte die Bäuerin.  
„Ich muß erst einmal mit einem darüber reden. Hernach sage ich's.“

Damit ging die Magd an ihre Arbeit. Sie schaffte wie sonst, aber die Tränen rannen ihr unaufhörlich über die wesseln Wangen. Als es dunkelt, tritt die Magd in des Pfarrers Stube. „Hab' gehört, daß Ihr Sohn gefallen ist,“ sagt der Pfarrer, „war ein wackerer Mensch und tut mir rechtichagen leid.“

„Ja, Herr Pfarrer, meiner und der Valentin. Und war der Valentin so jung, kaum neunzehn, wartet der Hof auf ihn und war Leutnant, wie die Frau sagt.“

„Ja, es verschont keinen, Offizier und Mann.“

„Eine Frage hätt' ich, Herr Pfarrer.“

„Fragt, Dörte!“

„Wieviel Wege gehen da in den Himmel hinauf?“

„Wieviel Wege? Ja, — da geht nur einer.“

„Heilig nur einer?“

„Ganz sicher.“

„Und der ist breit, und es sind da Nebenwege?“

„Nein, schmal ist er, schmal, so daß oft kaum zwei nebeneinander gehen können, und Nebenwege gib't auf dem Wege zum Himmel nicht. Entweder es geht einer den schmalen und kommt hinaus, oder er geht einen anderen und geht am Himmel vorbei.“

„Jetzt dank ich auch schön, Herr Pfarrer, und das war, was ich wissen wollte. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Dörte.“

Zum Abendbrote ist die Bäuerin nichts, aber sie ist still geworden. Die Tränen rinnen leise und sanft über ihre Wangen, und Dörte streichelt ihr die Hand. „Bäuerin!“

„Dörte!“

So rührend ist die Dörte in dem Schmerz um den Herrensohn, vor dem der Schmerz um den eigenen zwar nicht erstickt, aber ganz still zu hinterst im Herzen lauert. Um den eigenen wird die Dörte heute zur Nacht in ihrem Kämmerlein weinen. Die schlichte Liebe aber tut der Bäuerin unendlich wohl und weckt ein Stillsein in ihr. Die Leute gehen heute gleich nach dem Abendbrote hinaus. Die trauernden Mütter sind allein.

Dörte rückt dicht an die Herrin heran. „Jetzt weiß ich's, was mir heute noch ungewiß war. — Beim Pfarrer bin ich gewesen.“

„Beim Pfarrer? Was wolltest du da, Dörte?“

„Wieviel Wege, meint Ihr, daß nach dem Himmel gehn?“

„Ach Gott, das sind wohl viele.“

„Weit gefehlt. Einer ist's und schmal ist er und hat keine Nebenwege.“

„Dörte!“

„Wen's doch der Pfarrer sagt. Und so ist das jetzt heilig, wie ich mir denkt habe. Ist der Valentin gefallen, nachts um zwei und hat sich aufgemacht, auf den Weg in den Himmel. Hat halt der Herrgott denkt: der Valentin ist schwächlich, wird vielleicht müde auf dem Wege, fest sich am Ende hin, schläft ein und kommt mir gar nit an, da heroben. Da muß ich ihm doch den Ernst mitgeben. Bang, schießt so ein Kusse seine Flinte ab, und — ist der Ernst auch auf dem Wege zum lieben Herrgott. Kommt schon noch recht, der meine. Hat ja lange Beine und wird nit müde im Laufen. Wenn er sich auch zwei Stunden später aufgemacht hat, den Valentin hat er doch eingeholt. Und nun denkt, wie der Valentin so langsam des Weges geht, vielleicht ein wenig traurig, weil er so ganz allein ist, da sagt auf einmal einer neben ihm: Guten Tag, und: Da hab' ich dich doch noch eingeholt. Hernach gehen sie zusammen, und der Ernst sagt: Hab' keine Sorge nit, Valentin, wir sind schon recht. Am Ende nimmt er ihn gar auf die Schulter, wie er das ja hundertmal getan hat, als erer noch klein war. Und so kommen sie droben an, der Ernst kloßt an das Thor und sagt: Da sind wir, wir zwei vom Steinbühl-Hose. Jetzt sind's zusammen, und nun kann dem Valentin nit mehr geschehen. Seht, so hab' ich mir das denkt, und nun sollt ihr sagen, ob das nit richtig ist.“

Die Bäuerin sagt nicht gar viel dazu. Sie nimmt den Kopf der Dörte zwischen ihre Hände. „Du gute, treue Seele! Wir zwei wollen auch zusammen bleiben.“

Als die Trauerfeier für die Gefallenen gehalten wird, muß die Dörte neben der Bäuerin sitzen. Fast schämt sich die Magd, um der großen Ehre willen. Der Pfarrer predigt. Zwei Helben hätten sich auf den Weg zum Himmel gemacht. — Da drückt die Dörte der Bäuerin leise die Hand. — Sie seien zusammen vor den Herrgott-getreten. — Die Magd drückt wieder. — Und wohnten nun zusammen dort oben, wie sie hier unten zusammen gewohnt hätten. — Da hält die Bäuerin der Dörte Hand fest.

Als sie heimgehen, sagt die Dörte: „Jetzt, hab' ich nit recht gehabt? Und nun seid ruhig über den Valentin. Ist doch nun der Ernst bei ihm. Wären sie vorher schon zusammen gewesen, hernach wäre das alles nit passiert, und braucht keines zu weinen. Jetzt aber ist's gut. Wir wissen, wo sie sind, die zwei, und daß sie sich nit verfehlt haben.“

Ein Vierteljahr später ist der Steinbühl-Hof verkauft. In einer kleinen Stadt wohnen zwei Frauen in einem schlichten Häuslein. Schwestern wollten sie sein, hat Frau Susanne Eißler gesagt, aber die Dörte muß sich erst daran gewöhnen, daß sie nicht mehr die Magd auf dem Steinbühl-Hose ist und läßt sich das Dienen nicht nehmen. Allmählich wird sie heimisch in der Stadt. Nur eines quält sie, daß sie dem Ernst nicht einmal ein Briefel

schreiben kann, und ihm berichten, wie gut die Bäuerin ist. Wenn sie wieder einmal auf das Dorf kommt, muß sie doch den Pfarrer fragen, ob das mit dem Diefel mit geht. In der Stadt traut sie sich's nicht. — — —

### Vermischtes.

\* Ein russisches Loblied auf die deutsche Wissenschaft. In einem melancholischen Rückblick auf das verfloffene Kriegsjahr sucht die „Russkija Wjedomosti“ den eigentlichen Grund für die mannigfachen Enttäuschungen der vergangenen 12 Kriegsmomente ausfindig zu machen, und kommt zu dem Schluß, daß die Ueberlegenheit der deutschen Wissenschaft die Ursache des russischen Verderbens sei: „Man kann nicht verkennen, daß der Feind uns übertroffen hat in der Ueberwindung aller Gefahren, sowohl durch seine kriegerische Macht wie durch die Kraft seiner wirtschaftlichen Organisation. Wie schrecklich aber auch die deutsche Kriegswelt den Feinden sein muß, so fühlen wir es doch, daß sie uns nicht nur mit ihren Offizieren und ihren Zepetelinen überlegen ist, sondern daß Pasteur die Deutschen richtig erkannt hat, als er nach dem deutsch-französischen Kriege von ihnen sagte: „Es gibt für dieses Volk nur eine Wissenschaft, nämlich die angewandte!“ Und das beweist ihre Kriegsführung, der weite Blick ihrer Taktik, die genaue Durchführung derselben und die Gündigkeit in der Entscheidung neuer, durch den Krieg hervorgerufener Probleme; kurz, die Aneignung wahrhaft wissenschaftlicher Gedanken! Das auf der Unvergleichlichkeit geschaffene und durchgearbeitete Wissen wurde zur Seele der Kriegskunst. Dieser Zusammenhang der theoretischen Wissenschaft mit der Volkswirtschaft tritt noch plastischer in die Erscheinung, wenn wir zur deutschen Industrie übergehen. Ihre hervorragende Technik, die den Rekord auf dem Weltmarkt geschlagen hat, ist ebenfalls eine Frucht des engen Zusammenhanges zwischen Fabrik und Universitäten. . . . Und selbst die allgemein anerkannte deutsche Organisation, wird sie nicht bedingt durch die wissenschaftliche Analyse? Und wenn das deutsche Menschenmaterial auf einem ausnahmsweise hohen Niveau steht, ist das nicht ein Ergebnis der sorgsamten Pflege von Schule, Gesundheit und Wissenschaft? . . .“ Das russische Blatt schließt sein Bekenntnis der eigenen Schwäche mit dem Hinweis auf die Worte des englischen Botschafters in Petersburg, der anerkannt habe, daß England jetzt vieles in der Kriegsführung und in der Abwendung ihrer vernichtenden Folgen für das innerenglische Leben den Deutschen nachmache.

\* Die farbigen Franzosen im Feldzug 1870/71. Im Hinblick auf die zahlreichen farbigen Völkerschaften, die im gegenwärtigen Kriege von den Engländern und Franzosen gegen uns ins Feld geführt werden, ist es von besonderem Interesse, die Beteiligung und das Auftreten der farbigen Franzosen im Kriege 1870/71 in Erinnerung zu rufen. Schon damals bedienten die Franzosen sich der Juaven, Turkos und Spahis, und das wenig völkerrechtsgemäße Benehmen dieser dunklen Krieger wird in dem Bericht eines deutschen Offiziers wiedergegeben, dessen Erinnerungen im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ veröffentlicht werden: „Nachdem die gewaltigen Schlachten im Elsaß im August und die glorreichen Schlachten in und um Sedan im September 1870 geschlagen waren und zur Gefangennahme Napoleons geführt hatten, ergoß sich ein Strom von gefangenen Franzosen, Juaven, Turkos und Spahis auch nach Magdeburg, deren Zahl schließlich 15 000 Mann erreichte. Ich wurde zum Kompanieführer einer Kriegsgefangenenkompanie kommandiert, deren Stärke zunächst etwa 800 Mann betrug, nach dem Fall von Straßburg aber auf 500 Mann stieg. Von dort kamen die unbändigsten und wildesten Turkos und Spahis, die nicht nur jeder Disziplin spotteten, sondern gelegentlich sogar vor einem tällischen Angriff gegen die deutschen Vorgesetzten nicht zurückschreckten. Um den Widerstand der wilden Horde zu brechen und sie an Fucht und Ordnung zu gewöhnen, erging der Befehl, alle schwereren Insubordinationen und Ausschreitungen unmaßsichtlich zu bestrafen. Unter den mir aus Straßburg überwiesenen Turkos war einer schwer erkrankt und sollte dem Lazarett übergeben werden. Durch den deutsch-französischen und den französisch-arabischen Dolmetscher machte ich ihm bekannt, daß er bestimmungsgemäß alle seine Sachen abgeben müsse, die bis zu seiner Wiederherstellung auf der Kompaniekammer aufbewahrt würden. Da der Turko der wiederholten Aufforderung, aus dem Zelte zu kommen und seine Sachen abzuliefern, nicht nachkam, mußte er mit Gewalt herangezogen werden, wobei er biß, kratzte und mit Händen und Füßen derart um sich schlug und trat, daß er schließlich mit Striden gebunden werden mußte. Hierauf ließ ich seinen Tornister auspacken, in welchem sich außer einigen hundert Franken in Gold ein goldener Keld, eine silberne Oblatendose, innen reich vergoldet, mit gotischer Inschrift und eingraviertem „gallischen Hahn“, ein silberner Softienteller u. s. w. vorfanden. Auf meine Frage, wie er in den Besitz des Geldes und der kostbarsten gekommen sei, erklärte er, das Geld habe er sich von seiner Löhnung erspart und die heiligen Gefäße als „Andenken“ aus der Zitadellkirche in Straßburg mitgenommen. Mittels besonderem Verzeichnis und Bericht wurde alles der Rgl. Komman-

dantur überandt und der Turko später wegen Kirchenraubes zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

### Büchertisch.

— Von Dr. Robert Sterns zeitgemäßem Werk „Mode und Kultur“ liegen uns die Lieferungen 7 und 8 vor und zwar als erste aus Band II, des wirtschaftlich-politischen Teiles, der besonders dazu berufen sein dürfte, zur Klärung des wirtschaftlichen und sozialen Problems der Mode, das jetzt alle Kreise beschäftigt, beizutragen. Es dürfte genügen, einen Einblick in den Inhalt des ersten Kapitels „Im Wechsel der Moden“ zu geben, um aufs neue einen Begriff von der erschöpfenden Vielseitigkeit des Werkes zu erhalten. Dieses Kapitel weist folgende Abschnitte auf: Wechsel in allen — Zeitlicher und individueller Modenwechsel — Sogar Naturvölker bildigen der Mode — Der übertriebene Modenwechsel als Symbol eines Kulturdefekts — Die wirtschaftlichen Vorteile eines gesunden Modenwechsels — „Pariser Modelle“ — Die Mode als Großabnehmerin vieler Industrien und Gewerbe — Wie der Modenwechsel die Industrie und die Industrie den Modenwechsel beeinflusst — Die soziale Bedeutung des amerikanischen Schmuckfederverkehrs: Frauenrecht gegen Frauenvorrecht — Ein zu rascher Wechsel der Moden hat Buischarbeit und Geschmackslosigkeit zur Folge — Frauen ans Modesteuer! In gleicher Weise erschöpfend behandelt sind die zwei weiteren Kapitel „Industrie-Gezang“ und „Paris und seine Mode“. Mode und Kultur erscheint im Verlag der Europäischen Modenzeitung (Klemm & Weis) in Dresden in 2 Bänden zum Preise von Mk. 15, mit farbigen Lichtdrucktafeln nach Kunstwerken, Modellschemen, Zeichnungen und Photographien ausgestattet; es ist auch lieferungsweise in 12 Lieferungen zum Preise von je Mk. 1.20 zu beziehen.

### Gießener Hausfrauen-Verein.

Der Vorstand des Vereins nimmt alle für die gegenwärtige Zeit geeigneten Rezepte in der Geschäftsstelle, Mäusbürg 5, dankbar entgegen.

#### Wochen-Küchensettel.

Sonntag: Geröstete Griesuppe, Kassabrat mit Nudeln.  
Montag: Brotsuppe, Bratlinge von Weißkohl \*) und Pektartoffeln.

Dienstag: Bohnensuppe, Apfelreis. (In der Kochkiste gelocht.)

Mittwoch: Hafersuppen, Grünkohl mit Rindswurst und Kartoffeln.

Donnerstag: Grünkernsuppe, Wirsingkoteletten und Salzkartoffeln.

Freitag: Selleriesuppe, Schellfisch in der Dötte, Senfstunke und Kartoffeln.

Samstag: Kartoffelköße \*) und Dörrobst.

#### Kochanweisungen.

Bratlinge von Weißkohl. Von einem Weißkohlkopf werden einige große Blätter getrennt, die zur Umhüllung der Füllung Verwendung finden sollen. Das übrige wird zerschnitten und beides in gefalzenem Wasser weichgekocht. Herausgenommen, wird der Kohl fein gewiegt, mit einem Ei oder Eieratz, geriebener Semmel, etwas Muskatwurz, Pfeffer, Salz zu einem festen Teig verarbeitet, längliche Würstchen daraus geformt und jedes in ein Kohlblatt gerollt, mit einem Zwirnsfaden umwickelt in eine Pflanne nebeneinander gelegt, etwas von der Abkochbrühe und Milch dazu gegossen, mit Kartoffelmehl sämig gemacht und eine Weile schmoren gelassen.

Kartoffelköße: 2 Pfund am Tage zuvor gekochte, geriebene Kartoffeln, 1/2 Pflund Kartoffelmehl, 1/2 Schoppen kochende Milch, Salz und etwas geröstete Brötchen. 1/4 Stunde in Salzwasser kochen.

#### Logogriph.

Wir stehen und warten in guter Ruh'  
Und drehen dir alle den Rücken zu;  
Doch willst du vernünftig sein und geschickt,  
So schene nicht unsere Offenheit.

Und fügt du ein I noch in unseren Namen,  
Ist's Giner, der mochte mit Worten nicht framen,  
Der wollt' auch nichts wissen vom „Rücken zuehren“,  
Doch wußt' er dem Gegner dies trefflich zu lehren.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

Im Skat liegen car8 und car7. Mittenhand erziel pB, trA, trZ, trK, trD, tr9, tr8, tr7, pA, carA, Pinterhand die übrigen. — Verlauf des Spieles:

1. A. trB	M. pB	S. p8	= + 4.
2. B. p7	M. pA	S. p9	= - 11.
3. M. trA	S. cZ	B. carB	= + 28.
4. B. carD	M. carA	S. carK	= - 18.

Alles übrige erhält der Spieler; die Gegner bekamen nur 20 Auen.